



Auf dem Weg nach Deutschland: Die Tunesierin Houaida Msadek (Foto) möchte Altenpflegerin werden. Für einen Job in Thüringen muss sie durch mehrere Amtsstuben

Bewerbung für

DEUTSCHLAND

Viele Unternehmen klagen über einen Mangel an Arbeitskräften, 1,8 Millionen Stellen sind hierzulande unbesetzt. Firmen suchen Mitarbeiter immer öfter in der Ferne – und greifen dabei verstärkt auf die Hilfe von Personalvermittlern zurück. Kein einfacher Job, wie sich zum Beispiel in Tunesien zeigt

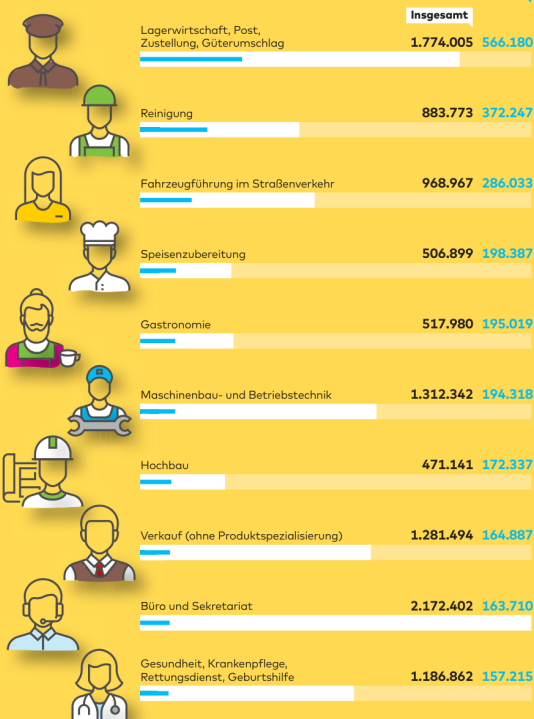
Von Jan Klauth

MONTAGE: WELT AM SONNTAG/JULIANE SCHWABERBERG; GETTY IMAGES/DOFAL/KOPIR/SPECTOR; GÖSSBERG/STOJAN; TONKATZ; DANIE LABONARIE; IN: MARESD; ANIMABERBERGOLU; JAN KLAUTH/WELT; PICTURE ALLIANCE/FOCUS/ANSA/ANSA/ANSA

ARBEITSKRÄFTE – UND WO SIE FEHLEN Ein Überblick über den deutschen Arbeitsmarkt und der Rolle von Beschäftigten aus dem Ausland

Sozialversicherungspflichtig Beschäftigte nach Berufsgruppen

Top 10, in Millionen



Stand: 30.6.2023; Quelle: Bundesagentur für Arbeit; Getty Images/Digital Vision Vectors

Anerkennung ausländischer Abschlüsse

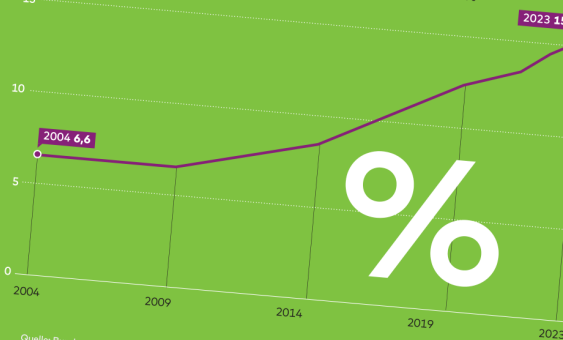


Quelle: Mediendienst Integration
Foto: Getty Images/Digital Vision/Tara Moore

Illustration: Getty Images/
The Image Bank RF/artpartner-images

Starker Anstieg bei ausländischen Arbeitskräften

Prozentueller Anteil von Beschäftigten ohne deutsche Staatsbürgerschaft



Quelle: Bundesagentur für Arbeit

Houaida Msadek stocken plötzlich die Worte. Die Sätze, die sie auf Deutsch sagen möchte, hat sie im Kopf geübt. Immer und immer wieder: Alten Menschen helfen, einen neuen Beruf erlernen, nach Deutschland auswandern und dort ein neues Leben beginnen. Doch jetzt, da es darauf ankommt, überfällt die 27-Jährige eine Sprachblockade. Das Gespräch, das sie führen soll, kann über ihr zukünftiges Leben bestimmen.

An einem sonnigen Dienstag im November sitzt Msadek in einem Klassenzimmer einer Sprachschule im Zentrum der tunesischen Küstenstadt Sousse, sie trägt eine weiße Bluse und das schwarze Haar offen. Von draußen dringen Baustellenlärm und das Hupen vorbeifahrender Autos in den Schulungsraum, drinnen ist die junge Frau aufgrund des Geräuschpegels, der stickig-warmen Luft und der Aufregung ins Schwitzen gekommen. Ihr gegenüber sitzen Carsten Fröhlich aus Weimar und Lamia Lakrech, die Leiterin der Schule. Fröhlichs Job ist es, in aller Welt Arbeitskräfte für deutsche Firmen zu finden. Er entscheidet, wer von den Sprachschülern zu einem Bewerbungsgespräch bei einem möglichen Arbeitgeber eingeladen wird – und die Reise nach Deutschland antreten darf. Lakrech, eine in Hannover geborene Deutsch-Tunesierin und studierte Verwaltungsfachwirtin, hat die Sprachschule vor drei Jahren gegründet und bereitet junge Menschen aufs Auswandern vor. Dass sie selbst nach vielen Jahren in Deutschland heute in Tunesien lebt, hat auch mit dem Umgang der Bundesrepublik mit potenziellen Arbeitskräften aus dem Ausland zu tun, von dem sie noch erzählen wird.

Etwa hundert junge Tunesier lernen Deutsch in der Sprachschule Adea. Die Abkürzung steht für Académie d'Excellence Allemande. An den blau-weiß gestrichenen Wänden sind bunte Tafeln und Schaubilder mit Vokabeln angebracht, zum Beispiel zum Thema Gesundheit und Ernährung – Obst, Gemüse, köstlich, lecker. Ein Beispieldialog gibt eine Situation im Restaurant wieder: Ein Gast bestellt ein Schnitzel. Auf den Fluren hängen Luftaufnahmen von München, Hannover und Frankfurt am Main. Andere Fotos zeigen den Kölner Dom oder das Brandenburger Tor in Berlin. „Lebe deinen Traum“ steht daneben an der Wand geschrieben. Und: „Die Zukunft beginnt jetzt.“

Wer hier lernt, will vor allem eines: In die Bundesrepublik auswandern, dort arbeiten und mit dem Einkommen die Familie in der Heimat unterstützen. Msadeks Eltern haben dafür viel Geld in die Hand genommen: Wer die Deutschprüfung Bi – die dritte von sechs Stufen und die Mindestanforderung für einen Job in Deutschland – ablegen will, muss eine vierstellige Summe aufbringen. Zwischen 3000 und 10.000 Dinar kostet die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, umgerechnet bis zu 3000 Euro. So genau will das keiner sagen. Manche der Schüler nehmen mehrmals die Woche eine zweistündige Anfahrt in Kauf, um bei Adea Vokabeln zu pauken.

Im stickigen Klassenzimmer entscheidet sich nicht nur die Zukunft von Houaida Msadek. Es entscheidet sich auch, im Kleinen, wie sich die Wirtschaft in Deutschland in den kommenden Jahren entwickeln wird. Die Sprachschüler sollen in ein Land ziehen, das sie nur von Handyvideos oder aus Erzählungen ihrer Bekannten kennen. Sie sollen sich dort integrieren, arbeiten, Steuern und Sozialbeiträge zahlen. Kurzum, den Wohlstandsmotor der drittgrößten Volkswirtschaft der Welt am Laufen halten.

Denn dem droht der Treibstoff auszugehen. Der Arbeitskräftemangel ist dabei, da sind sich Ökonomen einig, mittelfristig das größte Problem für die deutsche Wirtschaft, gravierender als Energiepreise oder hohe Steuern. Finden Firmen nicht genügend Personal, müssen sie die Produktionskapazitäten herunterfahren oder ins Ausland abwandern. Oder, im schlimmsten Fall, schließen. Dem Staat entgehen Steuereinnahmen, Sozialabgaben, dem Rentensystem droht der Kollaps.

Die Überalterung der deutschen Gesellschaft kann prognostiziert werden, deshalb hat es schon vor Jahren Warnungen gegeben, dass einmal Arbeitskräfte fehlen werden. Bereits 2012 forderten das Institut der Deutschen Wirtschaft und das Bundesinstitut für Berufsbildung die Politik zum Handeln auf. Doch es dauerte bis 2020, bis die erste große Maßnahme verabschiedet wurde: das Fachkräfteinwanderungsgesetz. Der Name ist allerdings irreführend. Als Fachkraft gilt, wer ein Studium oder einen Meister in der Tasche, mindestens aber eine Berufsausbildung absolviert hat. Da der Wirtschaft nicht nur Fachkräfte, sondern Personal auf allen Ebenen fehlt, soll es auch für Migranten ohne diese Qualifikationen einfacher werden, nach Deutschland zu kommen – so wie die Azubi-Anwärter aus Tunesien.

Der Bedarf an Arbeitskräften ist gewaltig, 1,8 Millionen Stellen sind nach Angaben der Industrie- und Handelskammer derzeit unbesetzt – und bis 2025 wird der Arbeitsmarkt sieben Millionen Beschäftigte aus Altersgründen verlieren. Die Existenz vieler Unternehmen hängt davon ab, ob genügend Migranten in Arbeit kommen. Forscher des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, das zur Bundesagentur für Arbeit (BA) gehört, haben ausgegerechnet: Um das Niveau der Wirtschaftsleistung zu halten, müssten jedes Jahr 400.000 Erwerbstätige mehr einwandern, als das Land verlassen.

Deutschland, sagt BA-Vorstandsmitglied Daniel Terzenbach, müsse ein internationaler Arbeitsmarkt werden.

Viele Unternehmen haben das erkannt, die Hoffnung auf Hilfe durch den Staat in dieser Hinsicht jedoch weitgehend aufgegeben. Sie nehmen nun selbst Geld in die Hand und investieren in die Personalrekrutierung. Wie aber erfährt jemand in Serbien, Marokko oder der Republik Moldau von deutschen Unternehmen, die dringend Personal brauchen und zugleich mehr bezahlen als im jeweiligen Heimatland üblich? Dafür sind Mittelsmänner notwendig. Solche, die die Arbeitgeber in Deutschland kennen und gleichzeitig gute Kontakte im Ausland haben. Leute wie Carsten Fröhlich.

1. UNTERWEGS IM NAMEN DER DEUTSCHEN WIRTSCHAFT

Der 64-Jährige lebt in Weimar, verbringt aber einen Großteil seiner Zeit in der Ferne. Einen offiziellen Jobtitel hat der gelernte Erzieher nicht. Fröhlich, ein Zwei-Meter-Hüne mit Glatze und grauem Kinnbart, ist zu DDR-Zeiten in Leipzig aufgewachsen. Er diente in der NVA, bevor er in Ost-Berlin Sozialpädagogik studierte. Nach der Wende arbeitete er im Auftrag der Bundesregierung als Lehrer und Dozent in Russland und Spanien. In Kroatien und Afghanistan half er beim Aufbau von Sprachzentren.

Mithilfe seines internationalen Netzwerks machte er sich 2011 selbstständig und nannte sich Coach. Die Bezeichnung hält er mittlerweile selbst für überholt. Was Fröhlich macht, lässt sich neudeutsch am ehesten als Personal-Recruiter beschreiben. Bis zu 35 Arbeitskräfte holt er pro Jahr ins Land, sagt er. Vor Tunesien war er zuletzt in Georgien unterwegs, jetzt will er in Sousse Azubis für Thüringer Firmen finden: Pflegekräfte, Elektriker oder Näher. In seiner Heimat ist der Bedarf an Arbeitskräften besonders hoch. Viele Betriebe können nur überleben, wenn sie genügend Mitarbeiter einstellen, die zugezogen sind. Für sie sucht Fröhlich Personal. In Sousse trifft er eine Voraussetzung.

Im Klassenzimmer findet Houaida Msadek die Worte wieder, ihre Deutschkenntnisse sind gut. Die 27-

Jährige hat einen Universitätsabschluss in Französisch, arbeitet als Sprachlehrerin, gibt Klavierunterricht und engagiert sich beim Roten Halbmond. Trotz der Abstellung will Msadek weg aus ihrer Heimat. Sie plant, eine Familie zu gründen – und sorgt sich, dass ihre Stelle von heute auf morgen gestrichen werden könnte. Außerdem reiche ihr niedriges Gehalt jetzt schon kaum.

Auf dem deutschen Arbeitsmarkt bringen ihr die bisherigen Qualifikationen allerdings wenig. Eine Anerkennung ihres Diploms ist unwahrscheinlich, denn das Niveau gilt als nicht vergleichbar. Der Weg nach Deutschland wäre ein Neustart für sie – und eine komplette berufliche Umorientierung. Msadek möchte Altenpflegerin werden, wie sie im Vorstellungsgespräch erklärt. „Deutschland hat ein starkes Gesundheitssystem und bietet bessere Arbeitsbedingungen als Tunesien.“

Die Sätze der jungen Tunesierin wirken zwar in Teilen auswendig gelernt, dennoch kann sie glaubhaft vermitteln, dass sie im Gesundheitswesen arbeiten möchte. Auf Fröhlichs Nachfragen spricht sie von „Aufstiegsmöglichkeiten“ und einer „guten Zukunft“. Eine Freundin, die in Deutschland bereits als Altenpflegerin tätig ist, habe ihr viel von der Arbeit berichtet.

Knapp zehn Minuten genügen, dann ist der Personalvermittler überzeugt. Bereits im Vorfeld hat er die Kandidatin als aussichtsreich eingestuft und ihren Namen auf einer Bewerberliste eingekreist. Er wird Msadek weiterempfehlen. Sie hat nun eine Ausbildung bei der Diakonie in Weimar in Aussicht. Die 27-Jährige erhält eine Chance, auf die andere in der Klasse noch warten. Fröhlich nicht zufrieden, der erste Tag in Tunesien endet mit einem Erfolg. Er streckt Msadek die Hand entgegen und sagt: „Jetzt beginnt der Krieg der Papieren.“

Lange Zeit war Fröhlich vor allem in Ländern des früheren Ostblocks unterwegs, um Arbeitskräfte anzuwerben. Doch seit dem Überfall Russlands auf die Ukraine und weil die arbeitende Bevölkerung in bisherigen Herkunftsländern wie Polen und Rumänien deutlich schrumpft und junge Menschen da ebenfalls gebraucht werden, richtet

den Blick auf Deutschland immer stärker auf andere Länder wie Indien, Brasilien oder die Maghreb-Staaten. Bewerber von dort müssen allerdings, während Migranten aus der Europäischen Union Freizügigkeit genießen, eine Behörden-Odyssee hinter sich bringen, wenn sie hierzulande arbeiten wollen. Deutschland, das zeigt Fröhlichs Reise nach Nordafrika, ist mit der Aufnahme von Arbeitsmigranten jedoch oft überfordert. Hinzu kommen falsche Vorstellungen und interkulturelle Probleme, das gilt für Bewerber wie für Firmen.

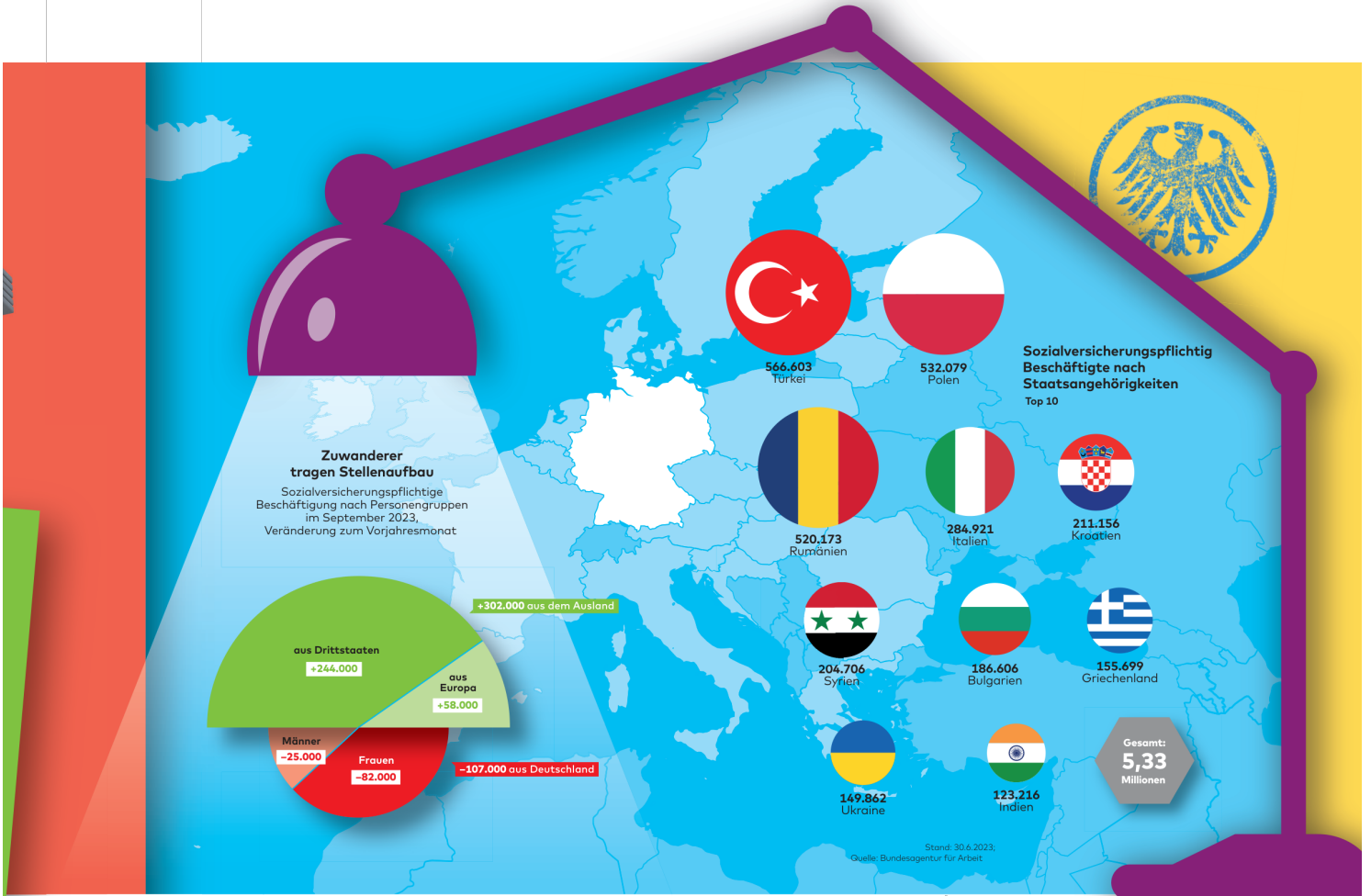
Dabei sind die Signale von oben vorhanden. Um den Arbeitskräftemangel zu bekämpfen, hat Arbeitsminister Hubertus Heil (SPD) das liberale Einwanderungsrecht weiter vereinfacht. Doch mittlerweile ist ein regelrechter Wettbewerb der Industriestaaten entstanden. Deutschland muss Arbeitskräfte werben. Und so reisen der Minister und weitere Kabinettsmitglieder in alle Welt. Vor wenigen Tagen ist Heil aus Vietnam und Thailand zurückgekehrt. Im vergangenen Jahr besuchte er Ghana, Indien und Brasilien. Wirtschaftsminister Robert Habeck (Grüne) reiste ebenfalls nach Brasilien, Finanzminister Christian Lindner (FDP) warb in Ghana um Personal und Kanzler Olaf Scholz (SPD) tourte durch Kenia.

Viel mehr als schöne Fotos ist von diesen Reisen allerdings kaum nach Deutschland gelangt. Die Bilanz ist bisher ermutigend. Trotz staatlicher Programme und einer eigenen Abteilung bei der Bundesagentur kamen im Jahr 2022 nur 56.000 Erwerbsmigranten von außerhalb der EU ins Land. Fröhlichs Job, so ließe sich das formulieren, ist es, das voranzutreiben, woran die Politik bisher oft scheitert.

2. HOFFEN AUF EIN BESSERES LEBEN IN DER FERNE

In Sousse ist der zweite Tag angebrochen. Um kurz vor 9 tritt Fröhlich aus seinem Hotel, öffnet die Tür eines wartenden Taxis und lässt sich in die schwarzen Lederstühle des klapprigen Fahrzeugs fallen. Gleich wird er wieder jungen Tunesiern dem deutschen Arbeitsmarkt erklären. Auf der kurzen Fahrt vom Hotel zur Schule genügt ein Blick aus dem heruntergekurbelten Au-





tofenster, um zu erkennen, wie groß die Strukturprobleme Tunesiens sind. Es ist das wahre Gesicht, abseits der touristisch geprägten Viertel am Mittelmeerstrand.

In den Straßenzügen häuft sich der Müll vor verschlossenen Ladenfronten, halb auseinanderfallende Autos tu ckern über die Straßen, vorbei an mit Graffiti vollgesprühten Mauern. Junge Männer sitzen in Grüppchen auf staubigen Motorrollern, rauchen Zigaretten oder Shisha und starren auf ihre Handys. Die Jugendarbeitslosigkeit liegt bei mehr als 20 Prozent. Der Traum vom Auswandern ist das Aufstiegsversprechen für eine ganze Generation. Ein Ausbildungsberuf in Deutschland etwa – das, was hierzulande immer weniger junge Menschen übernehmen wollen –, könnte ihr Weg in eine bessere Zukunft sein. Selbst, wenn während der Ausbildung netto nur ein paar hundert Euro zum Leben bleiben, wäre der Einkommensunterschied zu ihrer Heimat immens. Denn in Tunesien kostet eine Lehre Geld, ohne Unterstützung der Eltern geht in der Regel gar nichts.

Zwölf Frauen und vier Männer sitzen Carsten Fröhlich heute im Klassenraum gegenüber. Sie tuscheln aufgeregt, während der Personalvermittler an einem Beamer werkelt, um die Power-Point-Präsentation über potentielle Arbeitgeber zu starten. Spätestens als der Deutsche die Kandidaten anschließend im Auswahlgespräch befragt, ist klar: Was er hier vorhat, wird nicht einfach.

Da ist zum Beispiel Karima Houji, die sagt, sie habe drei Jahre lang in der Textilproduktion gearbeitet. Weil sie über eine Zeitarbeitsfirma angestellt ist, könne sie aber keine Nachweise vorlegen. Da ist Housssem Ibn Sghaier, ein 26-Jähriger mit Bachelor-Abschluss in Design. Bei ihm ist nicht klar, ob für ihn eine Ausbildung zum Näher infrage kommt oder er aufgrund seines Hochschulabschlusses sogar als Fachkraft einreisen könnte. Auf Fröhlichs Nachfrage stellt sich heraus: Der Mann hat sich nicht ausreichend informiert und weiß es selbst nicht so genau.

Eine weitere Bewerberin wiederum, ihr Name ist Seddessi Nesrine, hat einen Abschluss in industrieller Informatik und arbeitet in einer Textilfabrik. Sie



In der Vermittlerrolle: Carsten Fröhlich sucht im Ausland nach Arbeitskräften für deutsche Unternehmen. In der tunesischen Hafenstadt Sousse unterstützt Lamia Lakrech (oben) potentielle Bewerber in ihrer Sprachschule nicht nur beim Deutschlernen, sondern auch bei bürokratischen Hürden



leicht eine Familie gründen. „Inshallah“, sagt er. So Gott will.

Eine zentrale Frage in den Gesprächen ist immer wieder Geld. Einige der Bewerber haben sich über die Kosten informiert, die in Deutschland auf sie zukämen. Mehrfach fragen sie, ob sie neben der Ausbildung noch einen Nebenjob machen dürfen. Denn spätestens als Fröhlich schildert, wie viel von den knapp 100 Euro Ausbildungsvergütung bleibt, wird klar: Die Tunesier sind skeptisch, ob ihr Nettogehalt für ein Leben in Deutschland ausreichen kann.

Ala Chouaya will es trotzdem versuchen. Der 26-Jährige mit Dreitagebart und Boxerschnitt trägt T-Shirt und Trainingsjacke, es ist seine Arbeitsuniform: Er ist Fußballtrainer. Das Kicken hat er auf den Straßen seiner Heimatstadt Gafsa, im Westen des Landes, gelernt. Auch er will eine Ausbildung als Krankenpfleger beginnen – und wenn möglich noch parallel jobben. Der junge Mann hat Freunde, die bereits in Hannover und München leben und arbeiten. Was sie von dort berichten, hat ihn dazu bewegt, nach einem Job in Deutschland zu suchen. Sie leben selbstständig, erzählt er, reisen oft nach Frankreich oder in die Niederlande. Chouaya hingegen sagt, er habe das Land noch nie verlassen.

Viele der jungen Tunesier sind nie außerhalb ihrer Heimat gereist – jetzt sollen sie auswandern. „Und Ihre Familie hat kein Problem damit?“, fragt Fröhlich am Ende jedes Vorstellungsgesprächs. Die Reaktion ist immer dieselbe: vehementes Kopfschütteln. „Nein, nein.“ Fröhlich nickt das mit einem „Okay, gut“ weg. In Deutschland will Chouaya „viele Jahre“ bleiben, wenn er die Ausbildung geschafft hat – und viel-

leicht eine Familie gründen. „Inshallah“, sagt er. So Gott will.

3. SCHEITERN AN DER DEUTSCHEN BÜROKRATIE

Ob er es nach Deutschland schaffen wird, hängt auch von Lamia Lakrech ab. Die Schulleiterin kennt die Nöte ihrer Schüler nur zu gut. „Bei mir sitzen Informatiker oder Lehrer in der Klasse, die einfach keinen Job finden“, erzählt sie während eines Abendessens mit Fröhlich in einem Restaurant unweit des Hafens. Viele ihrer Schüler hätten keine dauerhafte oder gar keine Beschäftigung, sondern seien trotz ihrer akademischen Ausbildung arbeitslos. „Tunesien ist gefangen in einer Dauerkrise“, sagt sie. Dort, wo 2011 der Arabische Frühling begann, habe sich längst Resignation breitgemacht, erklärt die 36-Jährige, die mit ihrem Mann und zwei Kindern in einem Vorort von Sousse lebt.

„Das politische Engagement, das viele nach der Revolution entwickelt haben, ist weg“, sagt Lakrech. Die Korruption sei hoch und lähme das Land, politische Reformen und wirtschaftlichen Aufschwung erwarte kaum noch jemand. Der Durchschnittsverdienst beträgt ungerechnet knapp 500 Euro pro Monat. Kein Wunder, dass gerade die jüngere Generation vom Weggehen träumt. „Jahre Familien sind stolz, wenn die Kinder es legal nach Europa schaffen und dort mit gutem Einkommen gut leben und sich Dinge wie zum Beispiel ein Auto leisten können“, so Lakrech. „In Tunesien wird das immer mehr zur Ausnahme. Die Perspektivlosigkeit treibt die Menschen aus dem Land.“

Nicht wenige wählen dabei einen anderen Weg als die Jobsuche, einen gefährlichen. Sousse liegt gut 140 Kilometer südlich von der Hafenstadt Sfax. Von dort aus legen einhundert täglich Flüchtlingsboote in Richtung Lampedusa ab. Immer häufiger sind neben Menschen aus Westafrika und der Sahelzone auch Tunesier an Bord. Dort, wo Tausende ihr Leben auf dem Meer riskieren, um nach Norden zu gelangen, soll Carsten Fröhlich Arbeitskräfte auf dem legalen Weg ins Land holen. Die paradoxe Situation ist ihm durchaus bewusst, er begegnet ihr mit Zynismus. „Die Familien der Schüler legen zusammen, um die Sprachkurse zu finanzieren“, sagt er.

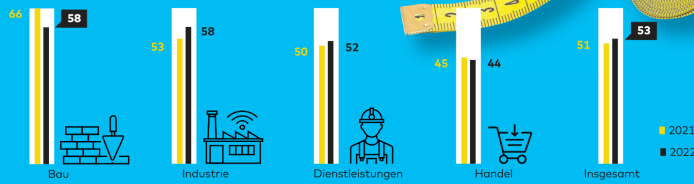
„Das ist immer noch fünfmal günstiger als mit dem Boot zu fahren.“

Solche Sprüche bringt Fröhlich öfter. Manchmal eckt der 64-Jährige damit an. Vielleicht ist es aber auch genau das der Grund, warum Firmen ihn seit Jahren immer wieder beauftragen. Anstatt seinen Kunden und den Menschen vor Ort falsche Versprechungen zu machen, redet er Klartext. Ziemlich nüchtern betrachtet er auch die Lage in den Betrieben, gerade in Thüringen. Er verstehe, aus welchen Gründen sich besonders in den ostdeutschen Bundesländern immer mehr Menschen von den etablierten Parteien abwenden und der AfD zulaufen. „Das hat ganz viel mit Frust zu tun. Was in Berlin entschieden wird, hat kaum noch etwas mit der Lebensrealität der Menschen im Osten zu tun“, sagt er. Gleichzeitig wisse er, wie schädlich Ausländerfeindlichkeit und ein „brauner Bodensatz“ für die Wirtschaft sei. Ökonomen und Verbände warnen – auch mit Blick auf die bevorstehenden Landtagswahlen – vor dem Risiko, das damit für den Wirtschaftsstandort Deutschland einhergeht. Der Aufstieg der AfD, mahnt etwa der Präsident des Deutschen Industrieverbandes, Siegfried Russwurm, könnte auf Migranten abschreckend wirken – insbesondere in Parteilandhochburgen wie Thüringen.

„Es gibt Unternehmen, da sind einige in der Belegschaft so drauf, dass sie sagen: Wenn mein Chef jetzt Leute aus dem Ausland holt, dann kündigt ich“, weiß Fröhlich. Auch wenn das Extremfalle seien, so empfangen eben nicht jeder Betrieb neue Mitarbeiter aus dem Ausland euphorisch, nur weil sie dringend gebraucht werden. Selbst in Firmen, in denen die Stimmung offener sei, müsse die Aufnahme von Arbeitsmigranten „vertraglich“ ablaufen, findet Fröhlich. Zu viel und zu plötzlich – dies überfordere Personal- und Beschäftigte.

Auch unter den Neunkömmlingen könne es Spannungen geben, aus ethnischen oder historischen Gründen etwa. Menschen aus Bosnien-Herzegowina und Serbien gemeinsam anzustellen beispielsweise, bringe ein Risiko mit sich. „Es ist ja nicht so, dass ein Betrieb Menschen aus aller Welt beschäftigt und dann herrscht fröhliches Multikulti“, sagt der gelernte Sozialpädagoge

53 Prozent aller Unternehmen finden keine passenden Mitarbeiter
Anteil der Unternehmen, die offene Stellen längerfristig nicht besetzen können



Quelle: DIHK-Fachkräftereport 2022, >20.000 Unternehmen in Deutschland; Icons: Getty Images/cnythz; Illustration: Getty Images/Moment RF/Skobrik

Bevölkerungsentwicklung in Deutschland
Anteile der Altersgruppen in Prozent

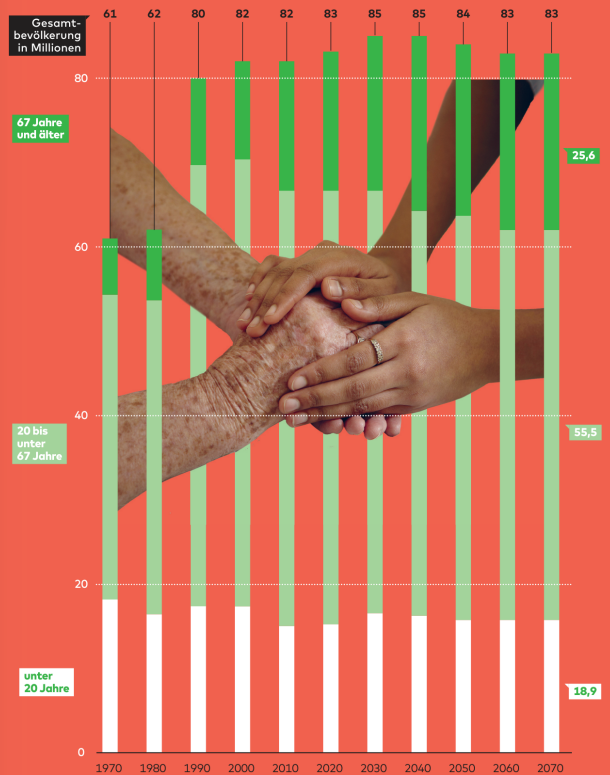
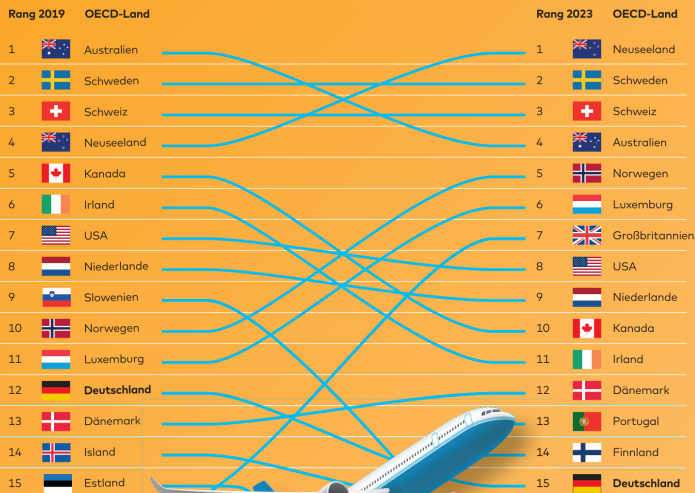


Foto: Getty Images/Image Source / Cultura RM Exclusive/Tim MacPherson
Quelle: Bundeszentrale für politische Bildung
PROGNOSE

Attraktivität der Länder für hochqualifizierte Fachkräfte



Quelle: OECD, Bertelsmann Stiftung
Illustration: Getty Images/Lanning

cher unpädagogisch. „Mir ist egal, wo jemand herkommt“, schiebt er hinterher. „Was zählt, ist die Motivation.“

Wie es gelingen kann, Vorurteile abzubauen: Fröhlich hat dafür „kein Patentrezept“. Er findet, „Integrationsprojekte funktionieren“ vielleicht am Schreibtisch. Mit der Realität hat das wenig zu tun.“ Neuerdings empfiehlt er Auszubildenden, ihn auf seinen Reisen zu begleiten. Manchmal wüssten sie kaum etwas über das Land, aus dem sie Arbeitskräfte rekrutieren, was dann zu unangenehmen Situationen in Bewerbungsgesprächen führen kann. Fröhlich erinnert sich an eine Bewerberin aus Tunesien, die beim Vorstellungsgespräch im Unternehmen nach ihrer Religion gefragt wurde. Auf der anderen Seite sei es sinnvoll, wenn die „Neuen“ in den Betrieben direkt mit den Deutschen zusammenarbeiten und die Sprache dadurch von Tag eins an üben. Gelingt das? Dafür seien die Firmen verantwortlich und nicht er, sagt Fröhlich.

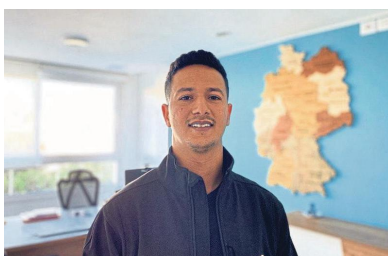
Der Personalvermittler kümmert sich in Deutschland dafür um diverse andere Angelegenheiten. Ob Bürgeramt, Krankenversicherung oder ein deutsches Bankkonto: Fröhlich klappert die Stationen mit vielen, die nach Thüringen ziehen, selbst ab. Er sei es, der oft für das Nötigste Sorge, wenn die Menschen ankommen, erzählt er nach den Auswahlgesprächen. „Wenn ich es nicht mache, macht es doch keiner.“

Davor gilt es jedoch, die deutsche Bürokratie zu meistern. Bei Ausländern auf Arbeitssuche steht Deutschland in einer Erhebung der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) auf Platz 15. In den vergangenen drei Jahren ging es in der Beliebtheitsliste um drei Plätze nach unten. Als Gründe dafür werden hohe Steuern, schleppende Digitalisierung, fehlende Kinderbetreuung und eben die Bürokratie genannt. Und wer es nach Deutschland schafft, fühlt sich oft nicht wohl, wie eine neue Studie der Organisation aus der vergangenen Woche deutlich macht. Zwei Drittel der befragten ausländischen Beschäftigten meinen, dass sie hier nicht willkommen sind.

Wer einwandern will, tritt zunächst mit der Botschaft in Kontakt, dann Aus-



Schule fürs Leben: Manche nehmen eine zweistündige Anfahrt in Kauf, um in Soussse Vokabeln zu pauken. Ala Chouaya (unten) hat seine Heimat noch nie verlassen, aber ist bereit, auszuwandern



länderamt und Meldebehörde. Dazuschengeschaltet sind die Bundesagentur für Arbeit, das Bundesverwaltungsamt, das Bundesamt für Auswärtige Angelegenheiten, die zuständigen Sicherheitsbehörden und in vielen Fällen zudem Stellen, die die Anerkennung der Qualifikationen überprüfen: Sieben Behörden kümmern sich um ein und dieselbe Person – und meistens sind sie nicht in der Lage, untereinander digital zu kommunizieren.

Die Bürokratie treibt auch Lakrech um. Neben der Leitung der Sprachschule kümmert sie sich um die Papiere und unterstützt Anerkennungsverfahren, falls nötig. Für die Schüler ist sie somit eine Art Mentorin, denn Lakrech kennt beide Welten. Neben dem Schreibtisch in ihrem Büro hängt ein Holzrelief der Bundesrepublik an der Wand, daneben stehen eine deutsche und eine tunesische Flagge.

Lakrech wuchs auf als Tochter tunesischer Migranten, die in den 1980er-Jahren nach Niedersachsen einwanderten. Sie studierte in den frühen 2000er-Jahren in Hannover, arbeitete später als Verwaltungswirtin in der dortigen Stadtverwaltung. Die Expertise aus Studium und Arbeit hilft ihr heute im Umgang mit den Behördengängen ihrer Schüler. Ohne Unterstützung, erklärt sie, würden viele scheitern.

Es gibt da eine gewisse Parallele zu ihrer eigenen Geschichte. Dass Lakrech heute in Soussse lebt und nicht mehr in Niedersachsen, hat auch mit Behörden zu tun. Ihr heutiger Ehemann, ein Tunesier, der zur Arbeit nach Deutschland gekommen war, hatte keine Chance auf die Anerkennung seines Berufsabschlusses als Mechatroniker. Die Behörden empfahlen ihm stattdessen, eine Ausbildung neu zu beginnen. Für die Familie, die das Paar gründen wollte, hätte das Gehalt dann jedoch kaum gereicht. So entschieden sie, das Land zu verlassen.

Was das Paar erlebte, erzählt viel darüber, wie Deutschland immer wieder daran scheitert, zuvor hergezogene Arbeitskräfte auch wirklich zu halten. Zuerst die Einwanderung bei Hubertus Heil ein Dauerthema. Kaum zur Sprache kommt hingegen die Zahl der Auswanderer. Fast eine Million Menschen haben seit 2014 pro Jahr Deutschland verlassen. Deutsche sind dabei in der Minder-



MIR IST EGAL,
WO JEMAND
HERKOMMT.
WAS ZÄHLT,
IST DIE MOTIVATION

CARSTEN FRÖHLICH
Personalvermittler

Vom Entschluss auszuwandern bis zur Arbeitsaufnahme in Deutschland dauert es im Schnitt ein bis drei Jahre. Während dieser Zeit bricht, auch das belegt eine Studie der OECD, ein Großteil der Interessierten seine Deutschlandpläne ab. Am Ende hätten alle verloren, sagt Lakrech. „Der Arbeitgeber ist unglücklich, ich bin der Buhmann und unsere Schüler sind enttäuscht.“ Mit dem neuen Fachkräftewanderungsgesetz sollen die Vorgänge beschleunigt werden. Die Schulleiterin hat Hoffnung, dass es dann schneller geht. Dennoch: Am Weg durch die vielen Behörden ändert auch das Gesetz von Arbeitsminister Heil nichts.

4. LOHNT SICH AM ENDE DER HOHE AUFWAND?

Wenige Wochen nach der Reise nach Tunesien, läuft Carsten Fröhlich in Weimar durch die Gassen der Altstadt, immer wieder großen Passanten, die ihn erkennen. Sein Handy klingelt, am anderen Ende der Leitung ist der Ausbildungsleiter einer seiner Kunden, ein Mittelständler aus dem dünn besiedelten Südsten Thüringens. Er möchte eine der tunesischen Bewerberinnen für die Ausbildung einstellen, sagt er. Die Diakonie in Weimar erwartet Houaida Msadek als neue Mitarbeiterin. Bewerber für die Pflege, die hingegen das örtliche Jobcenter schickt, habe der soziale Dienst der evangelischen Kirchen schon lange nicht mehr gesehen, heißt es dort auf Nachfrage. Vier weitere der tunesischen Sprachschüler haben eine Stelle in Aussicht, müssen aber noch das Online-Vorstellungsgespräch bestehen. Sechs Tunesier mit der Option auf Deutschland, so das Fazit. Sechs von knapp 40, die Fröhlich in Soussse traf. Hat sich dafür der Aufwand gelohnt? Fröhlich zuckt mit den Schultern und sagt, so sei die Realität auf dem Arbeitsmarkt in der ostdeutschen Provinz. Insgesamt sei die Reise aber ein Erfolg gewesen.

Einige Tage später meldet sich eine der Bewerberinnen aus Tunesien. Ihr Bewerbungsgespräch mit einer deutschen Firma sei gut gelaufen, schreibt sie auf Instagram. Seitdem habe sie jedoch nichts mehr von dem Unternehmen gehört.

Grund: Personalmangel.